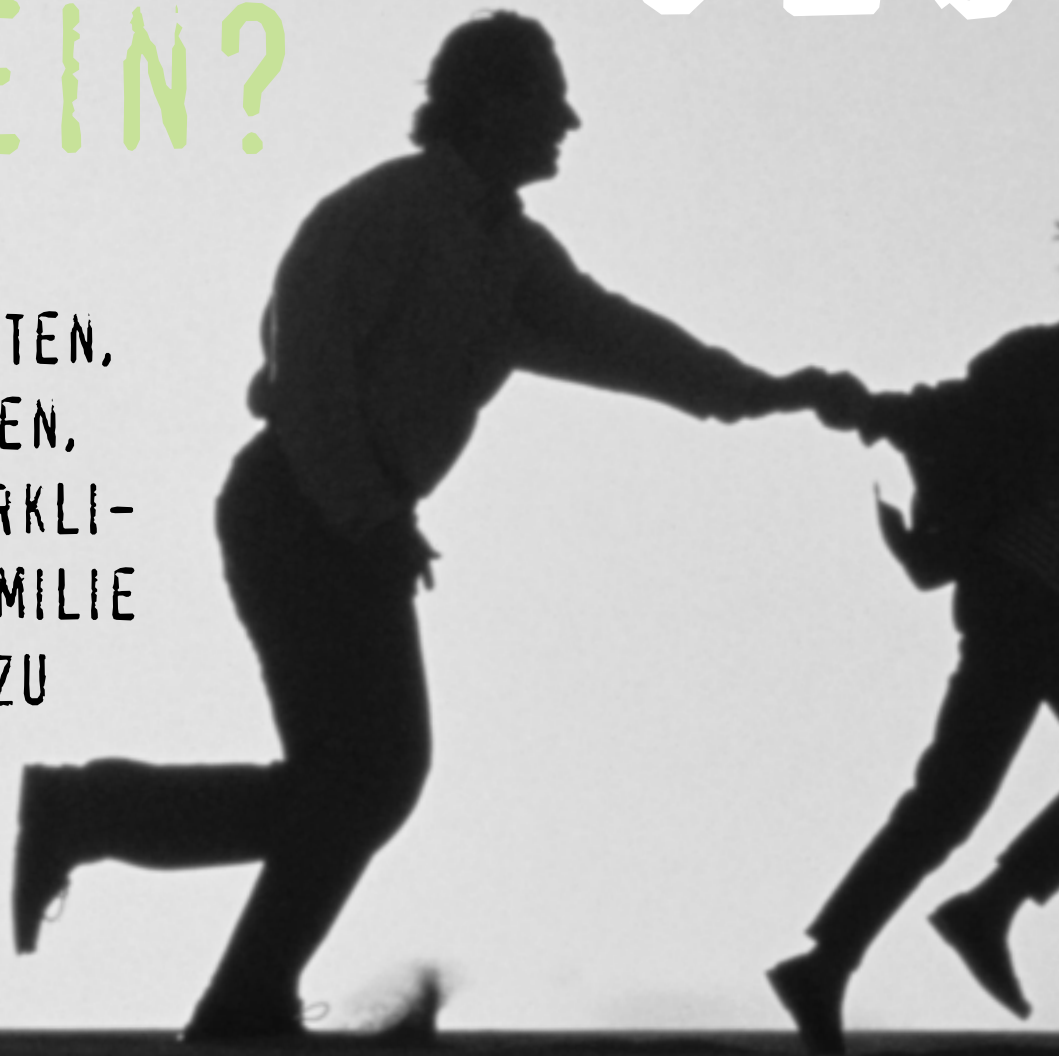


BRAUCHT MAN EINE UM WIRKLICH GLÜ ZU SEIN?

ÜBER EINIGE
SCHWIERIGKEITEN,
GLÜCKSSTREBEN,
SELBSTVERWIRKLI-
CHUNG UND FAMILIE
MITEINANDER ZU
VERBINDEN



von Heiner Meulemann

FAMILIE, CKLICH



Glauben Sie, daß man eine Familie braucht, um wirklich glücklich zu sein, oder glauben Sie, man kann alleine genauso glücklich leben?“ Diese Frage hat die Umfrageforschung der westdeutschen Bevölkerung seit 1953 gestellt. Es war 1953 eine bemerkenswert weitsichtige Frage – denn sie unterstellt einen Konflikt, den in den ersten Wiederaufbaujahren des Wirtschaftswunders noch niemand so recht ernst nahm und der erst seit dem kulturellen Klimawechsel der späten sechziger Jahre spürbar wurde: den Konflikt zwischen persönlichem Streben nach Glück und dem Zusammenleben in der Familie. Nur oberflächlich gibt die Frage beiden Seiten das gleiche Gewicht eines Halbsatzes. Aber die Adverbien jedes Halbsatzes setzen auf subtile Weise unterschiedliche Akzente: „Wirklich glücklich“ wird man in der Familie, selbst wenn man alleine „genauso glücklich“ werden kann. Die Familie ist der Maßstab, das „wirkliche Glück“; aber es kann auch ohne sie „genau so“ gut gehen. Entsprechend „brauchen“ 1953 78 % der Bevölkerung eine Familie, und nur 14 % können „allein genau so glücklich“ sein; 1 % hat allerdings die Stirn, unaufgefordert, also ohne eine Antwortvorgabe durch den Interviewer, zu behaupten, sie könnten „alleine glücklicher“ sein.

Gewiß kommt der Akzent auf dem ersten Halbsatz der Stimmung der fünfziger Jahre entgegen, in der Familie als Einheit von Ehe und Elternschaft selbstverständlich und als Leitbild der Lebensplanung unangefochten war. Seitdem aber haben andere Formen des Zusammenlebens von der Lebensgemeinschaft bis zu alleinerziehenden Eltern zugenommen, so daß man meinen sollte, daß „die Familie“ an Anhängerschaft verloren hat. Tatsächlich ist der Prozentsatz derer, die „eine Familie brauchen“, zwischen 1953 und 1988 kontinuierlich von 78 % auf 61 % zurückgegangen, allerdings danach bis 1996 – in Westdeutschland – wieder auf rund 70 % angestiegen. Der Rückgang ist also weniger dramatisch, als es die oft diagnostizierte „Pluralisierung der privaten Lebensformen“ vermuten läßt, und er wird zur Hälfte wieder wettgemacht. Die Familie verliert zwar an Bedeutung, aber behält Kraft genug, den Rückschlag einzustecken und sogar neue Attraktivität zu gewinnen. Warum verliert sie Bedeutung? Und warum kann sie allen zeitweiligen Verlusten zum Trotz ihre Stellung halten und zum Teil wieder zurückgewinnen?

Glücksstreben in der Selbstverwirklichung oder in der Familie

In der Zeit, in der in der alten Bundesrepublik die Zahl derer, die eine Familie für ihr „wirkliches Glück brauchen“, zurückgegangen

ist, hat die Selbstbestimmung als Lebensziel und Lebensinhalt an Anhängerschaft gewonnen. Das läßt sich in der Umfrageforschung an Trends in vielen Lebensbereichen beobachten. In der Erziehung hat das Ziel der Selbstständigkeit auf Kosten von Gehorsam

und Ordnung an Bedeutung gewonnen – gleich ob man die Familie oder die Schule betrachtet. Im Berufsleben ist an die Stelle bedingungsloser Arbeitsbereitschaft der Wunsch getreten, sich selbst durch Leistung in der Arbeit zu verwirklichen. In der Politik ist das Interesse angestiegen und hat sich zunehmend in den Wunsch nach Teilhabe und nach Selbstverwirklichung durch Teilhabe umgesetzt. Offenbar glauben immer mehr, daß



sie ihr „wirkliches Glück“ nicht nur im privaten Leben der Familie, sondern auch in anderen, nämlich öffentlichen Lebensbereichen finden können. In der Familie ist jeder Mitglied einer engen Gemeinschaft, im Beruf oder in der Politik zählt man „allein“, als Individuum. Familie und persönliches Glück sind nicht mehr selbstverständlich deckungsgleich. Vielmehr sucht jeder sein Glück zu verwirklichen – wo und wie, darüber will man selbst bestimmen. Partnerschaft und vielleicht auch Elternschaft sind gewiß die nächstliegenden, aber nicht mehr die einzigen Arenen der Selbstverwirklichung. **Auf jeden Fall ist man zunächst einmal „allein“ mit seinem Willen zur Selbstverwirklichung, und deshalb können Selbstbestimmung und Familie in einen Gegensatz geraten.**

Tatsächlich zeigen Umfragen um 1990, daß die Betonung von Selbstbestimmung negativ mit der Wichtigkeit der Familie korreliert. Je höher Selbstbestimmung in der persönlichen Hierarchie von Werten rangiert, desto weniger wichtig wird die Familie eingeschätzt, desto seltener wird die Ehe als eine feste Bindung aufgefaßt, desto häufiger wird die Ehe als veraltete Institution angesehen, desto weniger Gewicht wird einer vollständigen Familie für die Entwicklung von Kindern beigemessen, desto seltener wird angenommen, daß eine Frau zu ihrer Erfüllung Kinder braucht, desto seltener wird eine Mutterschaft ohne eine feste Beziehung zu einem Mann abge-

lehnt. Gemeinsamer Nenner dieser Korrelationen ist, daß das „Selbst“, über das man bestimmen will, Partnerschaft und Elternschaft nicht mehr ohne weiteres einschließt. Die Person muß Partnerschaft und Elternschaft mit „ihrem“ Selbst in Einklang bringen – und danach wählt sie ihre Form im breiter gewordenen Angebot von „Familie“. Gedanklich wird dem Alleinleben der Wert der Selbstbestimmung gutgeschrieben; er kann durch das Zusammenleben eingeschränkt werden und um so leichter erhalten bleiben, je weniger Verbindlichkeit dem Zusammenleben gegeben wird. Je mehr die gewählte Form des Zusammenlebens ein „Living-apart-together“, ein „zusammen eigene Wege gehen“, erlaubt, desto besser ist sie mit dem Wert der Selbstbestimmung vereinbar. Je mehr aber die gewählte Form der bisher selbstverständlichen Form der Familie sich annähert, desto mehr tritt sie zum Wert der Selbstbestimmung in Gegensatz. Das Individuum versucht auch heute noch sein „wirkliches Glück“ in einer „Familie“ zu finden; aber da das „wirkliche Glück“ nicht mehr selbstverständlich mit der herkömmlichen Form der Familie verbunden ist, sondern vom „Selbst“ bestimmt wird, muß eine Form gefunden werden, die Selbstbestimmung im Zusammenleben zuläßt. Daher gewinnt die Lebensgemeinschaft an Boden auf Kosten der Ehe. Sie verspricht mehr Glück; aber es ist ungewiß, ob sie ihr Versprechen halten kann. Auch wenn nämlich die Form des Zu-

sammenlebens zugunsten von Freiräumen der Selbstbestimmung gelockert wird, fordert der Alltag des Zusammenlebens seinen Tribut. Die private Glückssuche läßt sich hier wie dort nicht ohne Einschränkungen individueller Handlungschancen realisieren. In jeder intimen Beziehung muß man Solidarität üben, eigene Wünsche zugunsten des anderen hintanstellen, ohne sich der baldigen Gegenleistung sicher zu sein. Die Lebensgemeinschaft verlangt wie die Ehe, daß die Partner füreinander Verpflichtungen übernehmen. Aber ob sie eingehalten werden, wird nicht mehr rechtlich, sondern nur noch durch die Selbstbindung der Personen gewährleistet. Man kann auf den Trauschein, aber nicht auf die Selbstbindung verzichten – oder man stellt das Glück aufs Spiel, das man in der „Familie“ sucht. **Auch die Lebensgemeinschaft entgeht dem Dilemma nicht, dem die Glückssuche in jeder Form von privatem Zusammenleben unterworfen ist: Das persönliche Glück ist nicht ohne andere, aber andere sind nicht ohne persönlichen Verzicht zu haben.** Selbstverwirklichung ist auf „Familie“ angewiesen und durch sie eingeschränkt. Das Individuum „braucht“ für sein Glück irgendeine Form des Zusammenlebens zwischen den Geschlechtern und den Generationen, aber jede bringt früher oder später Einschränkungen von Selbstbestimmungschancen mit sich. Jede muß daher auch in einer Spannung zur Selbstbestimmung gesehen werden.



Glücksstreben und Selbstverwirklichung in der Familie

Vielleicht stehen solche Überlegungen hinter der Tatsache, daß die Familie nach 1988 wieder stärker „gebraucht“ wird. Es muß ja nicht dieselbe Familie wie 1953 sein, in der die lebenslange arbeitsteilige Partnerschaft selbstverständlich mit der Elternschaft verbunden war. Seitdem machen dieser Form Lebensgemeinschaften, „Fortsetzungsehen“, „Zwei-Karrieren-Familien“, Wochenendehen, Hausmännchen, Ein-Eltern-Familien, Mehr-Generationsfamilien zunehmend Konkurrenz, und die Elternschaft changiert mehr und mehr zu einer Partnerschaft, in der Eltern weniger Autorität über Kinder ausüben als Verantwortung für sie übernehmen.

Aber daß die institutionellen Konturen der Familie verschwimmen, heißt keineswegs, daß die Familie überhaupt ihre Anziehungskraft verliert. Im Gegenteil, die Vielfalt der Formen hat das Leitbild Familie aufgewertet: Die Suche nach Glück in intimen, die ganze Person umfassenden und auf Dauer angelegten Beziehungen. Nicht mehr eine Form verspricht hier Erfüllung, sondern viele. Die Glückssuche tritt aus der

Deckung hervor, die ihr die bisher verbindliche Form gewährt hat. Sie ergreift eine eigene Rolle auf der Bühne der Lebensplanung: Man kann nicht mehr einfach heiraten, um glücklich zu werden, sondern man muß glücklich werden – egal wie und auf eigene Rechnung. Das Experimentieren mit Formen des Zusammenlebens, das Zögern vor Ehe und Elternschaft, der Anstieg von Scheidungen u. a. m. sind Indiz für den Verlust der herkömmlichen Formen an Verbindlichkeit, aber auch für den Anstieg der Erwartungen an das Zusammenleben mit einem Partner und mit Kindern.

Der Anstieg kommt nicht von ungefähr. Er speist sich aus dem Anstieg des Werts der Selbstbestimmung gegen Ende der sechziger Jahre, der seitdem nicht mehr zurückgegangen ist, sondern sich weiter verstärkt hat. Niemand sucht sein „wirkliches Glück“ nur noch in der Familie – auf das Risiko, „allein genauso glücklich“ werden zu müssen. Aber auch die Opposition des Alleinlebens gegen die herkömmliche Form der Familie, in der sich der Anstieg der Selbstbestimmung zunächst widerspiegelte, beherrscht nicht lange allein das Feld. Statt „Selbstbestimmung oder Familie“ wird mehr und mehr „Selbstbe-

stimmung und Familie“ zur Devise. Und dieser Schwenk ist möglich, weil man sich nicht mehr auf eine Form festlegt, um so mehr aber von der Familie überhaupt erwartet. „Familie“ ist zum Synonym für das Privatleben überhaupt geworden, in dem das Individuum sein persönliches Glück in der erfüllten Intimität mit anderen sucht.

Das Zusammenleben ist also aus den Fesseln der Form befreit, aber dem Diktat der Glückssuche unterworfen. Wird es dadurch erleichtert oder erschwert? Wie der erneute Anstieg derer, die eine „Familie brauchen“, zeigt, muß man nicht pessimistisch sein. Wenn die Glückssuche die Konstante hinter dem Wandel der Formen ist, dann sind die Menschen offenbar zunächst davon überrumpelt worden, mit ihr ohne die Sicherheit der alten Familienform werden zu müssen; aber sie haben bald Wege gefunden, ihr „wirkliches Glück“ auch in der Vielfalt von Formen zu finden. Warum sollten sie darin, nicht auch weiterhin erfinderisch sein?

LITERATUR:

Meulemann, Heiner (1998): Geht immer noch „Privat vor Katastrophe“. Familie und Selbstbestimmung in West- und Ostdeutschland 1991-1996. Soziale Welt 49: S. 253-274

Prof. Dr. Heiner Meulemann lehrt am Institut für angewandte Sozialforschung der Universität Köln mit den Arbeitsschwerpunkten Empirische Sozialforschung, Bildungssoziologie, sozialer Wandel, Lebenslauforschung.

Aktuelle Veröffentlichungen: Werte und Wertewandel, Weinheim 1996, Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland, Opladen 1998.